

Mein erster Reiseaufenthalt nach dem Krieg im Deutschen Reich [Fortsetzung]

Autor(en): **Sutermeister, Eugen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Taubstumm-Zeitung**

Band (Jahr): **14 (1920)**

Heft 11

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-923068>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zur Belehrung

Etwas von der Steinkohle.

Die Steinkohle ist weder ein Stein noch ein Mineral, sondern sie ist aus einer untergegangenen Pflanzenwelt entstanden: aus 20 m hohen Siegelbäumen, Riesenfarren, baumartigen Schachtelhalmen, Farnkräutern und Moosfarren. Beim Absterben sanken diese Pflanzen unter Wasser, wo sie bald über und über mit dickem Schlamm bedeckt wurden. Wie aber ein feuchter Düngerhaufen im Innern eine so hohe Wärme entwickelt, daß der Dünger nach und nach verkohlt, so verkohlten auch die untergegangenen Pflanzen. Dabei entstanden neben vielen anderen besonders zwei Lustarten: Kohlenoxydgas und Kohlenwasserstoffgas. Die dicke Schlammdecke verhinderte die Gase am Entweichen, deshalb sog die neu entstandene Kohle die Gase wieder auf und wandelte sie in Erzharz um. Wenn aber in den Gasfabriken die Steinkohlen nicht verbrannt, sondern nur stark erhitzt werden, entweichen die Gase wieder. Dieselben werden aufgefangen, gereinigt und dienen uns als Leuchtgas. Jenes Gas aber, das die Kohle im Bergwerk nicht aufgesogen hatte, sammelte sich dort in Spalten und Klüften. Kommen nun die Bergleute bei ihrer Arbeit an eine solche mit Gas gefüllte Höhle, so strömt das Gas heraus. Beide Lustarten sind aber sehr gefährlich. Wenn der Bergmann das Kohlenoxydgas einatmet, so tötet ihn diese giftige Lustart auf der Stelle. Kohlenwasserstoffgas entzündet sich schon an kleinen Flammen mit lautem Knall und zerschmettert oder tötet alles, was sich in der Nähe befindet. Das sind „die schlagenden Wetter“, welche schon oft schreckliches Unglück verursacht haben. Nun dringen aber die Bergleute mit Hilfe des Dampfes und der Elektrizität heute bis 2000 m Tiefe in das Innere der Erde ein. Da dort unten das Tageslicht fehlt, brauchen die Bergleute hellleuchtende Lampen. Ein kluger Mann, namens Davys, hat nach vielen Versuchen eine Lampe erfunden, an welcher sich die schlagenden Wetter nicht sogleich entzünden können. Diese Sicherheitslampe ist von einem Drahtnetz eingeschlossen. Kommt das Gas durch das Drahtnetz an die Flamme, so verbrennt es wohl, aber das Gas außerhalb der Lampe kann sich erst dann entzünden, wenn das Drahtnetz glüht.

Eine bläuliche Flamme in der Lampe, wie wir sie oft über den brennenden Steinkohlen im Ofen sehen, zeigt dem Bergmann an, daß „schlagende Wetter“ im Bergwerk sind. Wenn er dann sofort flieht, so kann er sich noch retten. Deshalb dürfen die Bergleute nur noch mit solchen Sicherheitslampen in die Bergwerke einfahren. Außerdem aber saugen Tag und Nacht Ventilatoren (Lüftungsmaschinen) giftige Gase und staubige Luft aus dem Bergwerk. So sucht die Bergwerks-Verwaltung die furchtbaren Unglücksfälle zu verhüten. Leider aber sind manche Bergleute recht unvorsichtig, indem sie im Bergwerk ganz sorglos ihre Pfeife rauchen. Sie denken nicht daran, daß sich die Gase an dem glühenden Tabak oder beim Anzünden der Pfeife am Streichholz entzünden können.

Da uns aber die Steinkohlen fast so unentbehrlich geworden sind, wie das tägliche Brot, so steigen trotz der großen Gefahr täglich Millionen von Menschen hinab, um „die schwarzen Diamanten“, so hat man sie genannt, weil sie wertvoll für alle Leute sind, ans Tageslicht zu fördern. Denn ohne die Steinkohle hätten wir kein Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität, ohne sie wären die anderen Erdteile noch ebenso schwer zu erreichen, wie vor 1000 Jahren, denn wir hätten keine Dampfschiffe; ohne sie wären Gewerbe, Handel und Verkehr in ihrem heutigen Umfange ganz unmöglich, denn wir hätten keine Fabriken, keine Eisenbahnen und weder Gas-, noch elektrische Beleuchtung. Nach einer Zusammenstellung des Bergmannkalenders wurden im Jahre 1900 auf der ganzen Erde 766 722 000 Tonnen Stein- und Braunkohlen gewonnen. Von dieser Zahl kann man sich erst eine rechte Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß zur Fortschaffung dieser großen Menge 1 533 547 Eisenbahnzüge von je 50 Wagen nötig wären. Aneinandergereiht würden diese Züge 383 386 km lang sein, also von der Erde bis zum Monde reichen. M. Rademacher.

Zur Unterhaltung

Mein erster Reiseaufenthalt nach dem Krieg im Deutschen Reich.

Von Eugen Sutermeister. (Fortsetzung.)

Einmal machte ich einen Abstecher nach Dresden, vor allem, um das dortige „Asyl für erwachsene taubstumme Mädchen“ zu besichtigen.

Dresden möchte ich eine „grüne Stadt“ nennen, selten habe ich im Innern einer Großstadt so viel Bäume und Anlagen gesehen, wie hier. Aber auch in dieser frühern Königsstadt ist das Leben farbloser und stiller geworden. Aufgefallen sind mir u. a. die vielen hübschen dreiräderigen richtigen Autokutschen — nicht zu verwechseln mit dem Motorvelo mit dem Sitz nebenan. Warum sieht man bei uns keine solchen? Sie sind doch gewiß billiger, als die gewöhnlichen vierräderigen Autodroschken und sind angenehmer zu handhaben als die Motorvelos.

Nur eine Nacht blieb ich in Dresden und zwar im „Familien-Hospiz“ und doch kostete mich's 32 Mark. Und was bekam ich zum Frühstück? Einzig eine Tasse Tee, ohne Milch und Zucker, ja ohne Brot! Die andern Gäste packten Eßbares aus, ich aber hatte mich nicht mit dergleichen versehen und verließ das Hotel hungrig, nachdem ich folgende Rechnung bezahlt:

Logis (1 Nacht)	Mark. 12. —
Frühstück (siehe oben)	„ 2. —
Nachmittagstee (ganz gleich wie Frühstück)	„ 2. —
	<hr/> Mark. 16. —
100% Zuschlag (das stand auf der Rechnung gedruckt)	„ 16. —
Zusammen	Mark. 32. —

Am Bahnhof hatte mich der lebenswürdige Herr Vieh, Schriftführer eines Taubstummenvereins, abgeholt und in die Dresdener Taubstummenanstalt begleitet, wo wir in manchen Klassen dem Unterricht beiwohnen durften. Zu meinem Schmerz machte ich hier dieselbe Wahrnehmung wie in Leipzig, daß nämlich die Gebärdensprache überhand genommen hat und vieles erstickt. Die Kinder konnten keinen rechten Satz mit mir sprechen, das meiste drückten sie in Gebärden aus. Auch in der Schule kam sowohl die Laut- als Gebärdensprache in Anwendung, sogar auf Seite des Lehrers. Ich frug mich erstaunt und betrübt: Ja, wo bleibt da die „deutsche Methode?“ Sollte sie nur noch bei uns in der Schweiz vorhanden sein? Für wen erzieht eigentlich der deutsche Taubstummenlehrer seine Schüler? Nur für den Verkehr mit ihresgleichen? Denkt er nicht mehr daran, den Taubstummen durch die Sprache der menschlichen Gesellschaft wiederzugeben, und zwar durch eine Sprache, die auf beiden Seiten verstanden wird? Es war mir beinahe drollig, zu sehen, wie Schüler vor meinen Augen

einander ermahnten, mit Hrn. Sutermeister ja nur zu reden und nicht zu gebärden, und zugleich diese mündliche Mahnung ganz und gar mit Gebärden begleiteten! So tief sind sie bei ihnen eingewurzelt! Eine wahre Herzenserquickung war mir allein eine kleine Lektion in der Klasse des Hrn. Dr. P. Schumann in Leipzig, einer der wenigen Getreuen, die zur Lautsprache halten. Armes Deutschland, wie tief bist du gekommen, sogar im Taubstummenunterricht! Mit um so größerer Dankbarkeit gedachte ich der Treue unserer Taubstummenlehrer, welche die Fahne der reinen Sprech- und Sprachmethode noch immer hochhalten. — In der obersten Klasse in Dresden fand ich, daß die Kinder sehr langsam sprechen, wie bei uns in der untersten, aber dafür gebärden sie rasend! Kein Wunder. Denn wo man die Gebärden in der Schule erlaubt und sogar vormacht, da muß die Sprachfertigkeit leiden. Das kann nicht anders sein, man kann nicht zwei Herren dienen. Die Gebärde ist für den Taubstummen zu bequem, als daß er sie nicht stets vorziehen und die Erlaubnis dazu nicht gründlich ausnützen wollte. — Bei Schwachsinnigen ist es etwas anderes, aber das ist ein Kapitel für sich und soll nicht hier behandelt werden.

Mein Mittagessen nahm ich in einer Wirtschaft ein, wo sich Dresdens Taubstumme zu versammeln pflegen, und wo ich auch ihrer einige antraf. Das Essen bestand aus weiter nichts, als einer großen Schüssel voll Kartoffeln in weißer Sauce, mit grünen Bohnen untermischt. Es schmeckte mir sehr gut und kostete Mark. 2. 50. — Nachher begab ich mich zu Herrn Bruno Schott, der seit langem in der Schneiderei der Taubstummenanstalt beschäftigt und einer der besten und eifrigsten Arbeiter in Theorie und Praxis für das Wohl seiner Schicksalsgenossen ist, was ihm aber oft schwer genug gemacht wird. Nach langem anregendem Geklapper mit ihm begab ich mich in die Schwerhörigenschule, welche an die Taubstummenanstalt angegliedert ist, aber eigenes Direktions- und Lehrpersonal hat und 130 Schüler zählt, interne und externe. Es war gerade keine Schule, aber der Direktor berichtete mir eingehend über diese neue Errungenschaft oder richtiger Ergänzung der deutschen Taubstummen-Erziehung. — Am folgenden Morgen durfte ich meine letzte Stunde Aufenthalt in Dresden mit dem Besuch verschiedener Klassen dieser Schule ausfüllen. Welch großer Unterschied zeigte sich

da zwischen der Taubstummen- und Schwerhörigenschule! In der letzteren von Gebärdensprache fast keine Spur (d. h. in der Schule) und schnelleres und verständlicheres Sprechen. Auch die Kinder, welche nicht so früh, aber völlig er-taubten und ihre Sprache fast bis auf den letzten Rest verloren hatten, wendeten nur die Lautsprache an. Sie konnten kaum anders, denn die meisten ihrer Mitschüler, die nur hochgradig schwerhörig waren, verstanden ja die Zeichensprache nicht, lernten und übten sie auch nicht, um nicht den Taubstummen gleichgestellt zu werden. Man sieht: auch das gute Beispiel steckt an. Die große Mehrheit unserer Umgebung drückt uns ihren Stempel auf und färbt an uns ab. Ich bin überzeugt: wenn jene Schwerhörigen zusammen mit den eigentlichen Taubstummen erzogen würden, sie würden in kurzer Zeit auch „taubstummissch“ werden.

Ich habe nachzutragen, daß ich am vorhergehenden Nachmittag das oben erwähnte Asyl für taubstumme Mädchen besucht hatte. Es zählt 40 Insassinnen, die mit Heimarbeit beschäftigt werden, z. B. Nähen, Waschen, Glätten, Anfertigung künstlicher Blumen (wovon sie mir hübsche Proben mitgaben). Die Mädchen — und mehrere alte Frauen — bleiben den ganzen Tag im Haus, im Gegensatz zu unserm bernischen Töchterheim, dessen Insassinnen draußen in Fabriken und Ateliers arbeiten und im Heim nur Kost und Logis erhalten. Vor Jahren war ich schon einmal im genannten Asyl gewesen und einige erkannten mich wieder. Ich hinterließ eine Gabe für einen flotten Sonntag-Nachmittagskaffee. Ein Lehrer der Taubstummenanstalt steht mit seiner Frau dem Heim vor.

Den Rest dieses Tages brachte ich mit Herrn B. Schott auf der Dresdener „Vogelwiese“ zu, weit draußen vor der Stadt. Hier pflegte früher jedes Jahr ein großes Volksfest stattzufinden, das eine Woche dauerte. Seit dem Krieg hatte das aufgehört, wurde aber dieses Jahr zum ersten Mal wieder eingeführt. Auf dieser Vogelwiese trafen wir eine riesige Budenstadt mit allen nur erdenkbaren Belustigungen und Schaustellungen für jung und alt. Unsere lieben Leser mögen sich die Berner Schützenmatte zur Zeit der Messe mehrmals ver-hundertfach denken, dann bekommt sie ein schwaches Bild von dem Treiben auf der Vogelwiese. Da befanden sich nicht weniger als 158 große Schaustellungen, 513 Schiekbuden, Schanzzelte und Erfrischungsstätten, 488 kleinere Stände, 135 kleinere Schaustellungen und 85 Hausierer. Tag

für Tag war eine wirkliche Völkerwanderung hin und her. Von 6 bis abends 8 Uhr liefen wir uns da müde, sind in keine Bude eingetreten, und hatten doch nicht einmal alles von außen gesehen! Da gab es, wie gesagt, alles; auch Floh- und Hundetheater, Irrgärten, Rutschbahnen, Ausstellungen von Sonderbarkeiten allerart usw. usw. Da ist jeder Tag wie ein Sonn- und Festtag. Und dabei jammert jedermann, mit dem man zusammenkommt, über die Teuerung, die Lebensmittelknappheit, die trostlose Lage Deutschlands u. dgl. Rätselhaftes Volk! Will es sein Glend auf Stunden und Tage vergessen und betäuben?

Bei meiner Heimkehr bekam ich im Hospiz nichts mehr zu essen und ging daher in die nahe Bahnhofswirtschaft. Hier erhielt ich eine Portion Fisch und zwei kleine Kartoffeln für — 10 Mark! Ja, da wird man leicht zum „Scheinwerfer“, d. h. man muß nur so mit Geldscheinen um sich werfen.

Am folgenden Tag, es war ein Samstag, fuhr ich nach Zwickau, wo mich Herr Pastor Gocht mit seiner Frau aufs herzlichste empfing. Er ist schon viele Jahre freiwilliger Taubstummen-Seelsorger und -Fürsorger im Nebenamt und einer der Hauptförderer und Hauptgründer des vorbildlichen Zwickauer Taubstummenheims.*

Am Morgen darauf führte mich Herr Pastor Gocht in dieses Heim, dessen Lage ich schon in Nr. 8 des laufenden Jahrgangs beschrieben habe. Der Grundstein wurde am 30. Juni 1912 gelegt und das stattliche Gebäude am 29. Juni 1913 eröffnet. Es birgt gegenwärtig 40 erwachsene Insassen beiderlei Geschlechts und jeden Alters und Glaubens, darunter 7 Taubblinde. Ueber dem Haupteingange ist das biblische „Sephata“ in einem Steinrelief dargestellt. (Relief = aus der Fläche hervortretendes Bild). Das Heim umfaßt 35,000 Quadratmeter Land, besitzt etwa 400 Obstbäume und ebensoviele Obststräucher.

Zuerst sahen wir uns Garten und Feld an. In den Anlagen erblickte ich zwei taubblinde Männer, eifrigst Hand in Hand miteinander plaudernd in fabelhafter Geschwindigkeit. Der eine, der mich schon von früher kannte, und dem mein Name mitgeteilt wurde, begrüßte und be-fühlte mich freudig! — Nun wurde das weitläufige Haus auch innen besichtigt von oben

* Siehe auch unser Blatt, Jahrgang 1909, Seite 41—43 und 83.

bis unten; es ist zweckmäßig eingerichtet, hat auch eigene Kapelle, die mit Glasgemälden geziert ist, mit dem Spruch darüber: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“

Von dem dort, wie an so vielen Orten Deutschlands, herrschenden Wäschemangel haben wir schon berichtet, und die lieben Leser haben gewiß mit Freude vernommen, wie wir demselben abhelfen konnten.

Die Taubblinden werden mit Handarbeiten, wie Flechten, Anfertigen von Gegenständen aus Holzperlen u. dgl., beschäftigt. Unter sich verständigen sie sich blickschnell, indem sie sich die beiden Hände geben, damit ihre Körper berühren und auch noch Fingerbewegungen abfühlen.

Außer dem hörenden Verwalter mit seiner Frau, die selbst alte taubstumme Eltern im Heim hat, ist noch eine Hausmutter für das „innere Departement“ angestellt, die gehörlos ist und deren seit vielen Jahren taubblinder Mann bei ihr wohnt. Sie heißt Frau Lina Scherzer und ist beliebte Lokaldichterin der Taubstummen. So empfing sie mich mit den freundlichen Versen:

„Zwickau, den 12. Juli 1920.

Unser kleines Bällchen freut
Sich von ganzem Herzen heut,
Möchte dich mit diesem
Still, jedoch in treuem Sinn,
Recht von Herz zu Herzen hin
Tausendmal begrüßen!

Nimm den Gruß aus unserm Haus
In die Ferne mit hinaus.
Freundlich sollst du denken:
„Ist's auch nur ein schlichtes Wort,
Möcht's erinnernd immerfort
Freundliches dir schenken!“

Ist's bei uns wohl nicht so schön,
Wie auf deinen Schweizer Höh'n,
Mög' es dir trotz allem
Auch in unserm lieben Heim,
Licht umblaut von Sonnenschein,
Auch etwas gefallen!

Im Sinne unserer Heimchen
L. Scherzer.“

(Schluß folgt.)

Allerlei aus der Taubstummenvvelt

Thurgau. Anlässlich des Taubstummen-Gottesdienstes in Frauenfeld am 26. September veranstalteten die Anwesenden unter sich eine Kollekte, deren Ergebnis Fr. 39. 40 ausmachte, welcher Betrag zugunsten der neuen Orgel in der protestantischen Kirche in Brunnen bestimmt wurde. Der einstige Seelsorger der thurg. Taubstummen, Herr Pfarrer Menet, quittierte die Gabe mit folgenden Worten: „Das war eine Ueberraschung und Aufmerksamkeit, die ich wirklich nicht geahnt hätte. Trotzdem keiner der thurg. Taubstummen auf Rosen gebettet ist, steuern sie zusammen für unsere Orgel aus alter Anhänglichkeit und Treue. Beinahe ist das zu viel des Idealismus und des Opfersinns in unserer rücksichtslos egoistischen Welt. Wollen Sie allen Gebern unsern herzlichsten Dank aussprechen.“ Zu bemerken ist noch, daß eine Anzahl Winterthurer, die uns mit ihrer Gegenwart erfreuten, sich auch an der Kollekte beteiligt haben. J. H.

St. Gallen. Aus dieser Stadt erhielten wir eine anonyme Postkarte (Warum ohne Namen? Sind Sie ein Feigling?) mit folgendem Wortlaut: „Bitte, wollen Sie so gut sein, wir müssen ein Taubstummenabzeichen haben, damit alle Leute der ganzen Schweiz gut wissen, daß wir taubstumm sind. Dieses Taubstummenabzeichen soll aus Email hergestellt werden. Auf diesem wird gedruckt z. B. Schweizerwappen, Schweizerischer Taubstummenverein. Das Taubstummenabzeichen wird an den Kleidern angebracht werden.“

Hochachtend!

Ein Taubstummer.“

Wir bitten um Meinungsäußerung! Der Redaktor selbst meint, viele Taubstumme werden sich scheuen, und mit Recht, ihr Gebrechen öffentlich bekannt zu geben.

Deutschland. Am 22. und 23. August tagte in Berlin der „Reichsverband der deutschen Taubstummen.“ An den Verhandlungen beteiligten sich auch Taubstummenpfarrer und -lehrer, auch der Stadtrat war vertreten. Viel zu reden gaben u. a. die Eisenbahnfahrt-Ermäßigungen für die Taubstummen-Gottesdienste. Ein Bremer Taubstummer meinte, sie würden mehr zum Stiften von Heiraten als zum Besuch des Gottesdienstes benützt. — Unter den